

Ulrich Brand, Markus Wissen

# Imperiale Lebensweise

*Zur Ausbeutung von Mensch und Natur  
im globalen Kapitalismus*



climatePartner<sup>o</sup>  
Klimaneutral

Vertrag | ID: 128-50040-101-0-1082

#### *Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren*

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien.

Der Innenenteil des Buches wurde auf 100 Prozent Recyclingpapier, zertifiziert mit dem FSC®-Siegel und dem Blauen Engel (RAL-UZ14), gedruckt und der Umschlag auf FSC®-Papier. Alle durch diese Publikation verursachten CO<sub>2</sub>-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag. Mehr Informationen finden Sie unter: <http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

#### 3. Auflage

© 2017 oekom verlag München

Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH  
Wälderstraße 29, 80337 München

Lektorat: Laura Kohrausch, oekom verlag

Korrektorat: Maike Specht

Umschlaggestaltung: Andrew Corbett Design

Satz: Ines Swoboda, oekom verlag

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Alle Rechte vorbehalten

978-3-86581-843-0



ler Austeritätspolitik sind. Neben dem Machterhalt der Eliten hat die Werbewerbefähigkeit weiterhin Priorität, und die Staaten haben sich, statt ihre Fixierung auf Konkurrenz und Wachstum zu überdenken, zu Vollstreckern des Neoliberalismus gemacht.

Warum ist trotz eines hohen Krisenbewusstseins im Hinblick auf die ökologische Krise das Gegensteuern derart unzureichend? In diesem Kapitel sind wir auf einige Gründe eingegangen, etwa die nationalen und internationalen Umweltpolitiken im Modus der »ökologischen Modernisierung«, die offensichtlich rasch an ihre Grenzen kommen. Es wurde problematisiert, dass die progressiven politischen Antworten auf die europäische Austeritätspolitik im Wachstumsparadigma verbleiben und sich wenig um den notwendigen sozial-ökologischen Umbau scheren. Wir verwiesen auf die ökologisch wenig nachhaltigen politischen Prioritäten, um die multiple Krise zu bearbeiten. In anderen Kapiteln des Buches werden wir die Entwicklungsstrategien der Länder des globalen Südens ansprechen, die ganz klassisch auf Industrialisierung oder Rohstoffausbeutung setzen und dabei von Unternehmen, Regierungen und VerbraucherInnen des globalen Nordens unterstützt werden.<sup>48</sup> Schließlich haben wir in diesem Kapitel den Zusammenhang verschiedener Krisendimensionen erörtert und eine Debatte skizziert, die mit ihrer Perspektive auf die Überwindung der ökologischen Krise in den letzten Jahren wichtiger geworden ist: jene um sozial-ökologische Transformation. So bedeutsam sie ist, so wenig kommen die darin entworfenen Strategien an einen Kern der ökologischen Krise heran: die *imperialen Lebensweise*. Im nächsten Kapitel möchten wir diesen Begriff genauer entwickeln.

### Kapitel 3

## Der Begriff der imperialen Lebensweise

*Offensichtlich setzt die Tatsache der Hegemonie voraus, daß den Interessen und Tendenzen der Gruppierungen, über welche die Hegemonie ausgeübt werden soll, Rechnung getragen wird [...]*  
Antonio Gramsci<sup>1</sup>

Mit diesem Buch wollen wir auf ein Problembündel hinweisen, das bislang eine emanzipatorische sozial-ökologische Transformation erschwert. Die tief in den politischen Institutionen und der Wirtschaft, der Kultur und den Mentalitäten, den Orientierungen und Interessen relevanter politischer und gesellschaftlicher Akteure sowie in den Alltagspraxen verankerte imperiale Lebensweise ist aus unserer Sicht ein Hauptgrund dafür, warum Strukturveränderungen so schwierig sind. Im Folgenden führen wir diesen Begriff systematisch ein.

### Begriffsdefinition

Der Kerngedanke des Begriffs ist, dass das alltägliche Leben in den kapitalistischen Zentren wesentlich über die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Naturverhältnisse andernorts ermöglicht wird: über den im Prinzip unbegrenzten Zugriff auf das Arbeitsvermögen, die natürlichen Ressourcen und die Senken – also jene Ökosysteme, die mehr von einem bestimmten Stoff aufnehmen, als sie selbst an ihre Umwelt abgeben (wie Regenwälder und Ozonane im Fall von CO<sub>2</sub>) – im globalen Maßstab. Entscheidend für das

Leben in den kapitalistischen Zentren ist die Art und Weise, wie Gesellschaften andernorts – insbesondere im globalen Süden – organisiert sind und ihr Verhältnis zur Natur gestalten, da dies grundlegend dafür ist, ob der für die Ökonomien des globalen Nordens nötige Transfer von Arbeit und Natur aus dem globalen Süden gewährleistet ist. Umgekehrt strukturiert die imperiale Lebensweise im globalen Norden die Gesellschaften an anderen Orten in hierarchischer Weise entscheidend mit. Der Ausdruck »andernorts« ist in seiner Unbestimmtheit durchaus bewusst gewählt. Die Herkunft der Rohstoffe, die in Haushaltsgeräte, medizinische Apparate oder Infrastrukturen des Transports sowie der Wasser- und der Energieversorgung eingehen, die Arbeitsbedingungen, unter denen Rohstoffe extrahiert oder Textilien und Lebensmittel hergestellt werden, und der Energieaufwand, der dafür erforderlich ist, sind beim Kauf, beim Konsum und bei der Nutzung vieler notwendiger Alltagsgegenstände nicht sichtbar – dazu gehören auch die »kulturellen Lebensmittel« wie beispielsweise Print- oder digitale Medien. Es ist diese Unsichtbarkeit der sozialen und ökologischen Voraussetzungen, die die Selbstverständlichkeit des Kaufs und der Nutzung erst ermöglicht. »Food from nowhere« hat der Agrarsoziologe Philip McMichael diese Strategie des Verdunkelns der Herkunft und Produktion von Lebensmitteln genannt, mit der die räumlich unbegrenzte Verfügbarkeit Letzterer normalisiert wird.<sup>3</sup> Erdbeeren aus China, die im Winter in deutschen Supermärkten angeboten werden, Tomaten, die illegalisierte MigrantInnen in Andalusien für den nordeuropäischen Markt produzieren, und Garnelen, die unter Zerstörung thailändischer oder ecuadorianischer Mangrovenwälder für die KonsumentInnen im globalen Norden gezüchtet werden, sind Beispiele hierfür.

Der von uns vorgeschlagene Begriff der »imperialen Lebensweise« verweist auf die Produktions-, Distributions- und Konsumnormen, die tief in die politischen, ökonomischen und kulturellen Alltagsstrukturen und -praxen der Bevölkerung im globalen Norden und zunehmend auch in den Schwellenländern des globalen Südens eingelassen sind. Gemeint sind nicht nur die materiellen Pra-

xen, sondern insbesondere die sie ermöglichenden strukturellen Bedingungen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Leitbilder und Diskurse. Zugespitzt formuliert: Die Standards des »guten« und »richtigen« Lebens, das ja vielfach aus der imperialen Lebensweise besteht, werden im Alltag geprägt, auch wenn sie dabei Teil umfassender gesellschaftlicher Verhältnisse und insbesondere von materiellen und sozialen Infrastrukturen sind.<sup>4</sup>

Unser Konzept von Lebensweise steht dabei insofern in der Tradition Antonio Gramscis, als wir davon ausgehen, dass sich eine widersprüchliche Gesellschaftsformation wie die kapitalistische nur reproduzieren kann, wenn sie in den Alltagspraxen und im Alltagsverstand verankert ist und dadurch gleichsam »natürlich« wird. Mit dem Adjektiv »imperial« möchten wir, über Gramsci hinausgehend, die globale und die ökologische Dimension der Lebensweise betonen.

Die imperiale Lebensweise ist ein wesentliches Moment in der Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften. Sie stellt sich über Diskurse und Weltauffassungen her, wird in Praxen und Institutionen verfestigt, ist Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen in der Zivilgesellschaft und im Staat. Sie basiert auf Ungleichheit, Macht und Herrschaft, mitunter auf Gewalt und bringt diese gleichzeitig hervor. Sie ist den Subjekten nicht äußerlich. Vielmehr bringt sie die Subjekte in ihrem Alltagsverstand<sup>5</sup> hervor, normiert sie und macht sie gleichzeitig handlungsfähig: als Frauen und Männer, als nutzenmaximierende und sich anderen überlegen führende Individuen, als nach bestimmten Formen des guten Lebens Strebende. »Die Aneignung der hegemonialen Weltauffassungen und die Konstitution des Subjekts fallen zusammen. Indem ich mich orientiere und richte, subjektiviere ich mich. Gerade weil Hegemonie nicht mit Zwang gleichzusetzen ist, sondern auch auf Konsens beruht, ist die Integration hegemonialer Weltauffassungen in den Alltagsverstand nicht bloß erzwungen, vielmehr liegt darin auch eine Selbsttätigkeit.«<sup>6</sup> Das bedeutet aber auch, dass die Lebensweise umkämpft bleibt. Es gehen immer auch alternative und subversive Deutungen und Praxen in sie ein, Forderungen und alternative Wünsche wer-

den in sie integriert. Insofern beinhaltet jede Lebensweise immer eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Aneignung.<sup>7</sup>

Der Begriff der imperialen Lebensweise verbindet den Alltag der Menschen mit den gesellschaftlichen Strukturen. Er beansprucht, die sozialen und ökologischen Voraussetzungen der vorherrschenden Produktions- und Konsumnormen sowie die Herrschaftsverhältnisse, die in diese Voraussetzungen eingelassen sind, sichtbar zu machen. Und er will erklären, wie Herrschaft im neokolonialen Nord-Süd-Verhältnis, in den Klassen- und Geschlechterverhältnissen sowie durch rassisierte Verhältnisse in den Praxen des Konsums und der Produktion normalisiert wird, sodass sie nicht länger als solche wahrgenommen wird. Insofern beinhaltet der Begriff der Lebensweise auch jenen der Produktionsweise, er nimmt die technischen Bedingungen der Produktion sowie die Formen der Unternehmens- und Arbeitsorganisation in ihrem Verhältnis zu den vorherrschenden Konsumnormen in den Blick.

Der Begriff unterscheidet sich somit von zwei semantisch und teilweise auch theoretisch verwandten Konzepten: dem der *Lebensführung* und dem des *Lebensstils*. Der gut ausgearbeitete soziologische Begriff der alltäglichen *Lebensführung* bezieht sich auf die Art und Weise, wie die Individuen die vielfältigen Alltagsanforderungen zu einem einigermassen kohärenten Lebensentwurf integrieren. Er »bezeichnet ein Arrangement beziehungsweise den Zusammenhang der unterschiedlichen praktischen Tätigkeiten, die eine Person tagtäglich in den verschiedenen Lebensbereichen ausübt.«<sup>8</sup> Als wichtig für die konkreten Muster der Lebensführung werden der Zugang und die Verfügungsmöglichkeiten über materielle, kulturelle und soziale Ressourcen erachtet.<sup>9</sup> Diese sind ungleich verteilt und damit Ansatzpunkte für Unmut und Kritik. Hier treffen sich die Konzepte der Lebensführung und der Lebensweise. Gleichwohl bleiben im Begriff der Lebensführung die gesellschaftlichen Bedingungen, die sich größtenteils »hinter dem Rücken der Akteure« und durchaus als Resultat von strategischem und machtförmigem Handeln herstellen, abgeschattet. Unser Begriff der Lebensweise nimmt

deshalb stärker die Modi der Herstellung und Verteilung der *Bedingungen der Lebensführung* – materiell wie kulturell – in den Blick. Auch Fragen des Krisenbewusstseins und herrschaftlicher wie alternativer Dispositive werden stärker beachtet. Schließlich: Während der Begriff der Lebensführung darauf zielt zu begreifen, wie Menschen die Zumutungen neoliberal geprägter Arbeitsprozesse und Konsumzwänge bewältigen und in ihren Lebensentwürfen verarbeiten, fragt das Konzept der imperialen Lebensweise danach, wie die alltägliche Lebensführung unter neoliberalen Bedingungen auch deshalb gelingt, weil ihre sozial-ökologisch destruktiven Folgen externalisiert werden können.

Vom Begriff des *Lebensstils*<sup>10</sup> grenzen wir uns dann ab, wenn dieser im Kontext der Individualisierungsdebatte benutzt wird und ein Moment der Wahlfreiheit beinhaltet, das von der Klassenstruktur, von Geschlechterverhältnissen und rassisierenden Verhältnissen sowie der nationalstaatlichen Verfasstheit kapitalistischer Gesellschaften abstrahiert. Unser Konzept von Lebensweise betont demgegenüber die in die gesellschaftlichen Strukturen eingelassenen Asymmetrien, ohne den Individuen dabei jegliche Wahlfreiheit abzuspochen. Wird der Lebensstil-Begriff in der Tradition von Pierre Bourdieu benutzt, kommt er unserem Begriff der Lebensweise näher. Dann nämlich impliziert er eine Vorstellung von ungleichen gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich etwa in geschmacklichen Präferenzen körperlich manifestieren. In den »feinen Unterschieden«<sup>11</sup> des Geschmacks und des daraus resultierenden Verhaltens reproduziert sich soziale Ungleichheit, schreibt sich in die Körper der Individuen ein und wird auf diese Weise gleichsam zur »Natur«. Daran knüpfen wir – siehe die folgenden Ausführungen – an, allerdings unter Betonung der imperialen Voraussetzungen solcher Handlungsmuster.

N Kewmou  
L-Fähig  
Lebensweise  
Andermohs

## Begriffsebenen: Alltagshandeln und gesellschaftliche Struktur

Die handlungsbezogene Seite des Begriffs der imperialen Lebensweise hebt hervor, dass die Ausführung »alltäglicher Praktiken etwa des Autofahrens oder des Gehens, der Ernährung, des Duschens oder des Laptop-Nutzens primär durch Gewohnheiten, Routinen und Alltagsregeln geprägt« ist.<sup>12</sup> Wichtig für die Übernahme oder Ablehnung von *Alltagspraxen* sind zudem unmittelbare Wahrnehmungen, Affekte und Emotionen, aber auch gesellschaftlich verankerte Leitmotive wie etwa die hohe Bedeutung von Konsumsteigerung, Fleischkonsum oder motorisiertem Individualverkehr. Alternativen werden dadurch erschwert. Zugespitzt: Nichtnachhaltigkeit ist ein ganz praktischer Sachverhalt, der in der Regel unbewusst gelebt wird.

Unbewusst bedeutet aber nicht, dass die imperiale Lebensweise nicht mit vielfältigen Strategien verbunden wäre. Das ist sie zweifellos – denken wir an Investitionen in Automobil- und Tierfabriken oder Kohlekräftwerke, an Freihandelspolitiken und Marketingprüfche wie »Kauf dich glücklich«, an das Agieren auf Rohstoffmärkten. Oder denken wir an die klimapolitische Reduktion von komplexen Ökosystemen wie Regenwäldern auf ihre Funktion als CO<sub>2</sub>-Senken, an die Schaffung von Infrastrukturen wie Häfen, die erst den globalen Handel mit Rohstoffen ermöglichen, oder an das Sparen auf das nächste Auto. Aber diese mannigfaltigen Formen intentionalen Handelns und die strategischen Entscheidungen etwa der staatlichen Politik oder des Unternehmensmanagements, die ihnen vorausgehen, haben eine Geschichte, die lange vor dem Moment des Handelns und des Treffens von Entscheidungen beginnt und den Subjekten nicht notwendigerweise bewusst ist. Die »Wahrheit der Interaktion«, so drückt es Pierre Bourdieu aus, gründet »nie ganzlich in dieser selbst«.<sup>13</sup> Handlungen und Entscheidungen sind eingebettet in einen gesellschaftlichen Kontext, der sie als rational oder normal erscheinen lässt und der sich in die Subjekte, die sie ausführen beziehungsweise treffen, habituell eingeschrieben hat. Um In-

teraktionen und die mit ihnen einhergehenden Entscheidungen zu begreifen, muss der Habitus, die »Natur gewordene, d. h. inkorporierte Kultur, Körper gewordene Klasse«,<sup>14</sup> müssen also die von den Subjekten verinnerlichten sozialen Verhältnisse berücksichtigen werden. Die Handlungen und Entscheidungen werden dann als Akte der »Erkenntnis« und des »Verkennens« begriffbar,<sup>15</sup> als bewusste Akte, in die eine Vielzahl unbewusster Voraussetzungen eingehen.

So ist der Kauf eines Autos zweifellos eine bewusste Handlung. Wird sie jedoch als ein Akt rationaler Wahl begriffen, der einem individuellen Kosten-Nutzen-Kalkül folgt, dann bleibt unterbelichtet, dass sich diese Handlung in infrastrukturell, institutionell oder von gesellschaftlichen Leitbildern vorgegebenen und habituell verinnerlichten Bahnen vollzieht.<sup>16</sup> Ein zulasten des öffentlichen Personentransports ausgebautes Straßennetz, staatliche Kauf- und Nutzungsanreize für Pkw, vorherrschende Männlichkeitsbilder und Vorstellungen individueller Unabhängigkeit, Wertschöpfungsketten, die eine billige Aneignung von Ressourcen und Arbeitskräften andernorts ermöglichen, laxer Abgasnormen, gesellschaftliche Statuskonkurrenz, die auch über den Autobesitz ausgetragen wird – all diese überindividuellen und den Individuen nicht notwendigerweise bewussten Faktoren beeinflussen die Kaufentscheidung. Sie verleihen ihr erst ihre »Rationalität«, lassen sie normal erscheinen und bringen die Herrschaft begründenden und reproduzierenden Voraussetzungen, unter denen sie getroffen wird, gegebenenfalls auch ihre Gewaltförmigkeit, zum Verschwinden.<sup>17</sup>

Indem die Kategorie des Habitus zwischen bewusstem Handeln und seinen unbewussten Voraussetzungen vermittelt, ermöglicht sie zugleich, die Ebene des Alltagshandelns mit der der *gesellschaftlichen Strukturen* zu verbinden. Was diese angeht, sind in unserem Kontext folgende Zusammenhänge von Bedeutung: Der Kapitalismus erreicht in den Zentren – und zunehmend in den sogenannten Schwellenländern – seine wirtschaftliche und damit gesellschaftliche Produktivität auch dadurch, dass Arbeitskraft und Naturproduktivität andernorts in Wert gesetzt und die dort geschaffenen Werte in die Zentren transferiert werden. Damit werden die unterschiedli-

chen Lebensverhältnisse durch den globalen Warentausch miteinander verbunden – und zwar nicht nur über die Endprodukte, sondern auch über Vorprodukte wie Rohstoffe. »[E]in Traktor oder ein Zugmotor wären nicht möglich, wenn es nicht ungleiche Formengäbe, in denen menschliche Zeit und natürlicher Raum in der globalen Gesellschaft mit Preisen versehen werden.«<sup>18</sup> Schon Marx hatte darauf hingewiesen, dass billige Rohstoffe essenziell sind für die kapitalistische Entwicklung, und zwar zum einen wegen des damit einhergehenden Werttransfers in die kapitalistischen Zentren und zum anderen wegen der Bedeutung fallender Rohstoffpreise als »Gegentendenz« gegen den tendenziellen Fall der Profitrate.<sup>19</sup>

Zu diesen marktvermittelten Formen des Werttransfers kommen politisch, rechtlich oder mittels Gewalt durchgesetzte Enteignungen, etwa in Form der Privatisierung von Gemeingütern. Sie resultieren nicht zuletzt aus einem vor Ort kaum sichtbaren Druck von Unternehmen oder EndverbraucherInnen im globalen Norden. In der Regel gehen sie mit Vertreibungen, Verarmungsprozessen und Naturzerstörung einher.

Die Ausweisung von CO<sub>2</sub>-Senken beziehungsweise die Reduktion von Ökosystemen auf ihre Funktion der CO<sub>2</sub>-Absorption enthält bisweilen Elemente der Enteignung *und* des marktvermittelten Austausches. Wenn etwa ein von Kleinbauern extensiv genutztes Stück Land im globalen Süden zur »Brache« deklariert und das Gewohnheitsrecht, dem es bis dahin unterlag, in ein formales, die bisherigen NutzerInnen marginalisierendes Rechtssystem überführt wird, handelt es sich um einen Akt der Enteignung.<sup>20</sup> Wenn dasselbe Stück Land anschließend an einen Energiekonzern aus dem globalen Norden veräußert wird, der dort eine Eukalyptusplantage anlegt, um CO<sub>2</sub>-Absorptionskapazitäten zu schaffen und dadurch einen Teil seiner Verpflichtungen zur Reduktion seiner CO<sub>2</sub>-Emissionen zu erfüllen, wird es in den internationalen Emissionshandel integriert.<sup>21</sup> Es handelt sich also um einen marktvermittelten Vorgang. Über einen Prozess der Enteignung sowie die anschließende Privatisierung und Integration in einen globalen Markt wird vormals gemeinschaftlich genutztes Land einer grün-kapitalistischen Tauschwertlogik

unterworfen. Die bisherigen NutzerInnen werden marginalisiert, die ökologische Komplexität der betreffenden Fläche wird im Interesse der Versteigerung ökologisch destruktiver Produktions- und Konsumnormen des globalen Nordens auf eine höchst fragwürdige Form des Klimaschutzes reduziert. Die starke Metapher des »ökologischen Fußabdrucks«<sup>22</sup> ist in gewisser Weise Ausdruck dieses ungleichen ökologischen Tausches im Raum, denn die länder- oder gruppenspezifischen »Fußabdrücke« sind sehr unterschiedlich und machen deutlich, welche Regionen ökologisch auf Kosten anderer leben.

Die Aneignung von Ressourcen und Arbeitsvermögen – insbesondere des globalen Südens – sowie die überproportionale Inanspruchnahme der globalen Senken, die sich ebenfalls vorwiegend im globalen Süden befinden, nehmen also die Form des marktvermittelten Austausches und/oder der rechtlichen, politischen beziehungsweise gewaltförmigen Enteignung an. Sie sind sozial, ökonomisch und ökologisch höchst ungleich und geprägt von Macht und Herrschaft. Nicht alle Menschen oder Gruppen können gleichermaßen auf Arbeitskraft und Ressourcen andernorts zurückgreifen. Vielmehr geschieht dieser Zugriff entlang unterschiedlicher Ungleichheitslinien: Klasse, Geschlecht, rassistischer Zuschreibungen, insbesondere entlang neokolonialer Nord-Süd-Verhältnisse. Die imperiale Dimension äußert sich in einem herrschaftlichen und tendenziell zerstörerischen Zugriff auf Mensch und Natur.

### Begriffsdimensionen

Der Begriff der imperialen Lebensweise hat verschiedene Dimensionen, die quer zu den Begriffsebenen »Alltagshandeln« und »gesellschaftliche Struktur« liegen. Die Begriffsdimensionen benennen jene Aspekte, die der Analyse, Kritik und Veränderung des imperialen Charakters spezifischer Konsum- und Produktionsnormen zur Orientierung dienen können. Zugleich verweisen sie auf die theoretischen Quellen, aus denen sich das Konzept der imperialen Lebensweise speist.

Die Entwicklung des globalen Kapitalismus und seine relative Stabilität in bestimmten Phasen hängen eng mit der imperialen Lebensweise zusammen. Von dieser profitierten insbesondere die Vermögenden und Eigentümer der Produktionsmittel in den kapitalistischen Zentren, später dann auch große Teile der Lohnabhängigen. Koloniale Logiken ziehen sich durch die gesamte Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus. Zu den NutznießerInnen gehörten zudem mehr oder weniger große Gruppen in den Ländern des globalen Südens, von einer schmalen Elite bis zu den Mittelklassen. Damit werden die gesellschaftlichen Verhältnisse und Naturverhältnisse nicht nur in den kapitalistischen Zentren strukturiert, sondern auch in den Kolonien beziehungsweise Ländern, in denen Produkte für das Leben andernorts unter besonderen wirtschaftlichen, politischen, arbeitsorganisatorischen und naturräumlichen Bedingungen hergestellt werden.

Kapitalistische Dynamik findet unter Bedingungen der Weltmarktkonkurrenz statt. Sie wird staatlich und durch internationale Politik abgesichert und reguliert. Die Unternehmen suchen nach den bestmöglichen Verwertungsbedingungen, und das Kapital hat, wie Marx und Engels im »Manifest« betonen, die Tendenz, den Weltmarkt herzustellen.<sup>23</sup> Die Kommodifizierung der Arbeitskraft und der Natur ist ein wesentliches kapitalistisches Expansionsmoment. Von Beginn an hatte sie eine überregionale bis globale Dimension. Kapitalismus bedeutet daher immer auch Inwertsetzung beziehungsweise Landnahme innerhalb von Gesellschaften und über ihre Grenzen hinaus,<sup>24</sup> und er hängt eng mit (Neo-)Kolonialismus und Rassismus zusammen.<sup>25</sup>

*Inwertsetzung* beziehungsweise *Landnahme* bezeichnen jenes Moment in der Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise, das sich im Verhältnis zwischen dem Kapitalismus und seinem *Außen*, den nicht-kapitalistischen Milieus, beobachten lässt, wobei mit Letzteren sowohl Regionen und Länder als auch gesellschaftliche Bereiche wie soziale und physische Infrastrukturen sowie menschliche Bedürfnisse und Tätigkeiten gemeint sind. Das mit der Inwertsetzung verbundene Moment der *Akkumulation* bezieht sich demge-

genüber auf die Schaffung von Mehrwert im Produktionsprozess, die Realisierung von Mehrwert in der Zirkulationssphäre und die Vermehrung des eingesetzten Kapitals. Es handelt sich um einen *innerkapitalistischen* Vorgang, der gleichwohl erst durch die expansive Tendenz des Kapitals ermöglicht wird.<sup>26</sup>

Aus der Perspektive des Konzepts der imperialen Lebensweise – und hier stützen wir uns auf die Regulationstheorie<sup>27</sup> – ist es wichtig, zwei Punkte zu betonen:<sup>28</sup> Erstens beinhaltet kapitalistische Akkumulation immer Produktion und Konsum. Eine funktionierende Akkumulation setzt ein Entsprechungsverhältnis zwischen einer Produktions- und Konsumnorm voraus, wie es etwa im Fall standardisierter und dauerhafter Massengüter (Autos, Fernseher, Waschmaschinen, Kühlschränke etc.) in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, der Ära des Fordismus, gegeben war (siehe Kapitel 4). Über den Konsum kapitalistisch produzierter Waren wird die Reproduktion der Arbeitskraft »zu einem inneren Moment des Kapitalkreislaufs«.<sup>29</sup>

Zweitens stellt sich die Entsprechung zwischen Produktions- und Konsumnorm nicht automatisch und notwendig her. Sie ist vielmehr ein mögliches Resultat sozialer Kämpfe sowie der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionalisierung der Kräfteverhältnisse und Kompromisse, die aus diesen Kämpfen resultieren. Im Fordismus etwa waren die von der ArbeiterInnenbewegung erkämpften wohlfahrtsstaatlichen Errungenschaften und die Kopplung der Lohnentwicklung an den Anstieg der Arbeitsproduktivität zentrale Elemente einer »Regulationsweise«, die nicht nur den gesellschaftlichen Wohlstand in den Ländern des globalen Nordens enorm steigerten, sondern auch der dortigen ArbeiterInnenklasse zu einer bis dahin unbekanntem Teilhabe an der Wohlstandssteigerung verhalfen.

Damit wurde im globalen Norden die Basis für eine gesellschaftliche Verallgemeinerung der imperialen Lebensweise geschaffen, die bis dahin der Oberklasse und der (oberen) Mittelklasse vorbehalten war. Gleichzeitig geriet die Reproduktion einer Bevölkerungsmehrheit in mehrfacher Weise in Abhängigkeit von funktionierenden imperialen Beziehungen: Erstens, das neokoloniale Nord-Süd-Verhält-

nis betreffend, wurden die Ressourcen für die Herstellung und den Gebrauch der reproduktionsnotwendigen Güter (Minerale, Erdöl, agrarische Rohstoffe) zum großen Teil von billigen Arbeitskräften im globalen Süden extrahiert beziehungsweise angebaut; später, im Rahmen der »neuen internationalen Arbeitsteilung«,<sup>30</sup> wurde in arbeitsintensiven Branchen wie der Textil- und Bekleidungsindustrie die Produktion selbst in Länder des globalen Südens ausgelagert. Zweitens zeigten sich die Abhängigkeiten im gesellschaftlichen Naturverhältnis insofern, als der Bergbau, die Ölförderung sowie die industrielle Produktion und Landwirtschaft ökologisch oft zerstörerisch waren und alternativen Formen des Wirtschaftens im globalen Süden die Existenzgrundlage entzogen. Drittens schrieb sich die imperiale Lebensweise in die Geschlechterverhältnisse ein, und zwar insofern, als die fordistische Verallgemeinerung des Lohnverhältnisses den männlichen, als »Familienernährer« fungierenden Arbeiter und Angestellten begünstigte, während Frauen unbezahlte Sorgearbeit leisteten und/oder als ungelernete Arbeitskräfte in der standardisierten Produktion von Unterhaltungs- und Haushaltselektronik beschäftigt wurden.<sup>31</sup> Der andro- und eurozentrische Lebensentwurf einer »hegemonialen Männlichkeit« ist damit integraler Bestandteil der imperialen Lebensweise.<sup>32</sup> Dazu kommen schließlich der strukturelle Rassismus und Neokolonialismus, die sich etwa in der Minderbewertung von Arbeitskraft im globalen Süden manifestierten, Ausbeutung und Unterdrückung rechtfertigten sowie ein Überlegenheitsgefühl in den Gesellschaften des globalen Nordens schafften.<sup>33</sup> Die Externalisierung materieller sozialer und ökologischer Kosten geht also, darauf weist Stephan Lessenich hin, »mit symbolischen Ausgrenzungsprozessen und Abwertungserfahrungen [...] mit Praktiken der Lastenabwälzung und der Schuldumkehr einher, indem die Verantwortung für die Schädigungen auf die Geschädigten selbst projiziert wird.«<sup>34</sup>

Über die Produktions- und die Konsumnorm wird die *Reproduktion* der Individuen zu einem konstitutiven Moment der imperialen Lebensweise, zu deren Voraussetzung und Ergebnis. Ein wesentliches Merkmal des Kapitalismus besteht darin, dass die Reproduktion der Arbeitskraft marktabhängig ist: »Befreit« von den Mitteln, die

für die Sicherung der eigenen Existenz notwendig sind (Land, Arbeitsmittel), und herausgelöst aus den gemeinschaftlichen Kontexten einer »moralischen Ökonomie«,<sup>35</sup> ist die Mehrheit der Menschen gezwungen, ihre Arbeitskraft auf dem Markt zu verkaufen, um leben zu können. Diese Notwendigkeit zwingt sie zugleich in die imperiale Lebensweise, und zwar in dem Maße, wie der Produktionsprozess, in dem sie ihr Einkommen erwirtschaften, und die Waren, die sie für ihre Reproduktion benötigen, auf der ungleichen Aneignung von Arbeitskraft und Natur andernorts beruhen.

Der strukturelle Zwang zur imperialen Lebensweise, der andernorts mitunter Leid und Zerstörung verursacht, wird jedoch nicht notwendigerweise als solcher empfunden, sondern vielfach als Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten.<sup>36</sup> Für viele Menschen bedeutet die imperiale Lebensweise die Möglichkeit eines subjektiv erfüllten Lebens: Die ungleiche Aneignung von Arbeitskraft und Natur ermöglicht die Einkommen schaffende Produktion ebenso wie den Erwerb von Produkten (Haushaltsgeräten, Autos, Smartphones ...), die den Alltag erleichtern können beziehungsweise lebenswerter zu gestalten helfen. Sie erweitert zudem das Spektrum der Freizeitaktivitäten und der erreichbaren Reiseziele, und sie schafft reale oder zumindest gefühlte Sicherheit in möglichen Krisensituationen.

Zudem prägt sich der strukturelle Zwang zur imperialen Lebensweise je nach nationalstaatlicher und Klassenzugehörigkeit, Geschlechteridentität und *race* unterschiedlich aus. Während sich die einen ihm punktuell auch entziehen können, indem sie etwa regionale und saisonale Lebensmittel kaufen, verfügen andere nur über eine geringe Handlungsfähigkeit, insbesondere wenn es um die Gestaltung ihres Erwerbsarbeitsalltags, des Konsums oder der gesellschaftlichen Verhältnisse geht. Wer über ein niedriges Einkommen und Vermögen verfügt oder von der Arbeitslosenversicherung oder Sozialtransfers lebt, kann am gesellschaftlichen Wohlstand nur in dem Maße partizipieren, wie er oder sie – etwa beim Kauf eines T-Shirts oder von preiswerten Lebensmitteln – von den schlechten Arbeitsbedingungen und der Ausbeutung von Natur andernorts profitiert.



Die imperiale Lebensweise ist also zugleich Notwendigkeit und Versprechen, Zwang und Voraussetzung des Lebens sowie der gesellschaftlichen Teilhabe. Das Verhältnis von Zwang und Ermöglichung sowie die Fähigkeit, sich dem Zwang zu entziehen, variieren mit der sozialen Position der Individuen. Die Positionierung determiniert die Handlungen nicht, sie steckt aber den Handlungsrahmen ab, entscheidet also über das Spektrum der Handlungsoptionen, die den Einzelnen zur Verfügung stehen. Das Spezifische an der von uns vorgeschlagenen Perspektive liegt demnach darin, dass sie die räumlich ausgreifende Reproduktion des Alltäglichen durch die strukturellen – restringierenden und ermöglichenden – Rahmenbedingungen, die wiederum alltäglich durch das Handeln der Menschen hergestellt werden, sichtbar macht.

#### *Hegemonie und Subjektivierung*

Die imperiale Lebensweise geht mit bestimmten Vorstellungen von Fortschritt einher, die ihren materiellen Kern in der Entwicklung der Produktivkräfte haben: Computer müssen immer leistungsfähiger, Nahrungsmittel billiger werden – weitgehend oder gänzlich ungeachtet der sozialen und ökologischen Bedingungen, unter denen sie produziert werden. Basieren diese Vorstellungen auf einer Kohärenz zwischen Produktions- und Konsumnorm, korrespondieren sie also mit der Dynamik kapitalistischer Akkumulation, und gelingt es, deren negative Konsequenzen zu externalisieren, dann ist eine Infra-gestaltung der imperialen Lebensweise schwierig. Letztere ist dann *hegemonial*: Sie ist breit akzeptiert, sozioökonomisch und politisch-institutionell abgesichert und in den Alltagspraxen der Menschen tief verankert.

Hegemonie bezeichnet für Antonio Gramsci eine Konstellation von Herrschaft, in der es einen breit geteilten »Konsens der Regierten«<sup>37</sup> gibt. Die materiellen wie ideologischen Konselemente von Herrschaft werden durch den »Alltagsverstand«<sup>38</sup> stabilisiert, der zentrale Dimensionen sozialer Herrschaft als nicht hinterfragbar, als natürlich und damit eben nicht als Herrschaft erscheinen lässt. Die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse werden von Individuen

und kollektiven Akteuren wie Unternehmen und Gewerkschaften, Staatsapparaten und Medien etc. weitgehend akzeptiert bzw. aktiv reproduziert, sie werden Teil von Weltauffassungen und Sinngebungen.

Hegemonie hat erstens eine strategische Dimension: Sie bezeichnet die Fähigkeit der herrschenden Klasse, ihre Interessen und Welt-sichten zu verallgemeinern. Die subalternen Klassen machen sich die Interessen der herrschenden Klasse (etwa an Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit) zu eigen – beziehungsweise müssen sich diese je nach sozialer Position zu eigen machen. Das Interesse der Herrschenden wird dadurch zum Allgemeininteresse, zur weitgehend geteilten Vorstellung darüber, was gesellschaftlich »normal« oder gar »natürlich« ist; die herrschende Klasse wird »führend«. Das setzt voraus, dass sie ihre Interessen so formuliert und verfolgt, dass diese attraktiv für die Gesamtgesellschaft – oder zumindest für die Mehrheitsgesellschaft – werden. Dies geschieht nicht mittels eines Masterplans, sondern auf dem Weg über Konflikte zwischen unterschiedlichen Fraktionen der herrschenden Klasse sowie zwischen dieser einerseits und den Subalternen andererseits.

Ein zentrales materielles Element von Hegemonie, darauf weist Gramsci in seiner Analyse zu »Amerikanismus und Fordismus«<sup>39</sup> hin, besteht darin, dass mit einer bestimmten Organisation des Produktionsprozesses und der Durchsetzung einer damit korrespondierenden Konsumnorm Regelmäßigkeiten geschaffen werden, unter denen sich die Vielzahl individueller Handlungen in erwartbaren Bahnen vollzieht. Mit dem *Homo oeconomicus* entstand ein dem entsprechenden Menschenbild, das die für den Kapitalismus typische Tauschwert- und Konkurrenzorientierung in der menschlichen Natur verortete.<sup>40</sup> Diese »historische Naturalisierung der herrschenden Verhaltensmuster«<sup>41</sup> ist auch ein Produkt der vorherrschenden Wirtschaftswissenschaft: Selbst unter dem Eindruck der kapitalistischen Produktionsweise stehend, trägt sie mit ihren Arbeiten zur Konstitution jener Subjekte bei, die sie bloß zu beschreiben vorgibt.

Im Menschenbild des *Homo oeconomicus* offenbart sich die zweite Dimension von Hegemonie: Der erwähnte Konsens der Regierten betrifft nicht nur die »große Politik«, sondern auch die Lebensweise

und den Alltagsverstand. Er umfasst die praktischen Orientierungen der Gesellschaftsmitglieder in ihren je spezifischen Lebenslagen. Insofern wird um Hegemonie, also konsensuale Herrschaft, nicht nur strategisch gerungen, sondern gerade auch im Alltag mit seinen Selbstverständlichkeiten und Routinen, wie sie der imperialen Lebensweise zugrunde liegen: der Nutzung des Automobils, dem Traum vom eigenen Haus, dem Kauf von günstigen Unterhaltungs- und Kommunikationstechnologien. Strategisches Handeln allein reicht hierfür nicht aus, sofern die damit verfolgten Interessen nicht Teil von Praxen und Routinen werden, die wiederum mit den vorgeordneten Lebensbedingungen und Orientierungen zusammenhängen. In diesem Sinne ist Hegemonie eine umfassende materielle und symbolische Praxis; sie beinhaltet »die täglichen Initiativen vieler Einzelner und sozialer Gruppen, in denen sie in der Form einer aktiven Selbstunterwerfung unter die gemeinsam geteilten Gewohnheiten großer Kollektive die Zustimmung zu Herrschaft erkennen lassen.«<sup>42</sup>

Ein hegemonietheoretisches Verständnis von Herrschaft, das dem Alltagsverstand und den Alltagspraxen eine hohe Bedeutung beimisst, öffnet gleichzeitig den Blick auf die Subjekte, die sich der Herrschaft unterwerfen, sowie auf die Art und Weise, wie sie dies tun, mithin auf die Prozesse der *Subjektivierung*, über die Herrschaft sich herstellt und sich stabilisiert, aber auch infrage gestellt werden kann.<sup>43</sup> Wenn Herrschaft die Individuen nicht einfach zwingt, diszipliniert und unterdrückt, sondern an ihren Wünschen und ihren Begehren ansetzt, dann wird sie zum Teil der individuellen Identität, formt diese und ist dadurch umso wirksamer. Sie ist den Einzelnen nicht länger äußerlich, sondern bedient sich ebenjener Mechanismen, mit denen sie auf sich selbst einwirken, entfaltet also ihre Wirkung gerade dadurch, dass sie nicht als Herrschaft empfunden wird. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der Kapitalismus ruft die Individuen in ihrer Eigenschaft als rational handelnde, für ihren Erfolg oder Misserfolg selbst verantwortliche Individuen an. In seiner neoliberalen Phase knüpft er dabei an jene Kritik an, wie sie in emanzipatorischer Absicht von den neuen sozialen Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre an den patriarchalen und bevormun-

den den Zügen geübt wurde, die Staat und Gesellschaft im Fordismus kennzeichneten. Er transformiert diese Kritik in ein Moment der eigenen Modernisierung. Während sich Lebensentwürfe und Konsummöglichkeiten für einen Teil der Menschen dabei vielfältigen, verschärfen sich Konkurrenz und soziale Ungleichheit. Ein ruinöser Standort- und Statuswettbewerb, der die ungleiche Aneignung von Arbeitskraft und Natur und damit die imperiale Lebensweise intensiviert, wird zur Normalität. Das »unternehmerische Selbst« als die vorherrschende Form von Subjektivität im neoliberalen Kapitalismus verschreibt sich dem mit Haut und Haaren. Es verinnerlicht die Imperative des neoliberalen Kapitalismus auf eine Weise, die deren Herrschaftsförmigkeit zum Verschwinden bringt.

Subjektivierung hat auch eine körperliche Dimension. Klasse, Geschlecht, *race* werden – wir haben oben schon mit Pierre Bourdieu darauf hingewiesen – Körper, sie schreiben sich in die Art und Weise des Bewegens, des Empfindens und des Geschmacks ein.<sup>44</sup> Herrschaft wird dadurch gleichsam »natürlich«. Sie reproduziert sich in dem Bestreben, durch Konsum Differenzen zu markieren, sich der eigenen sozialen Position zu vergewissern und sich selbst zu verwirklichen. Diese Art der Selbstvergewisserung und Distinktion wird, darauf hat Stefanie Graefe hingewiesen, gerade »in Zeiten zunehmender sozialer Gefährdungslagen« wichtiger.<sup>45</sup> Vermittelt über den Konsum, wird sie zu einem Treiber der imperialen Lebensweise.

Ähnlich wie bei der Herausbildung einer Kohärenz zwischen Produktions- und Konsumnorm sind auch Subjektivierung und Hegemoniebildung keine Prozesse, in denen sich »das Kapital« einfach die seinen jeweiligen Anforderungen entsprechenden Subjekte und Alltagspraxen schaffen würde. Stattdessen handelt es sich um ein Ringen, bei dem die Menschen permanent Kompromisse zwischen ihren eigenen Wünschen und den gesellschaftlichen Möglichkeiten schließen, ohne dabei über die gleichen Machtressourcen zu verfügen. Hegemonie und Subjektivierung sind zudem nie total. Die Teilhabeanprüche und die Vorstellungen von Gerechtigkeit, die in sie eingehen, können sich vielmehr auch in einer reflexiven, die gesellschaftlichen Verhältnisse kritisierenden Weise artikulieren. Dies

kann dann der Fall sein, wenn die Versprechen der imperialen Lebensweise für immer mehr Menschen unerreichbar werden beziehungsweise wenn der – Unbehagen und Leid erzeugende – Zwang zum Konsum die möglichen Distinktionsergebnisse überlagert. Jüngere (arbeitssoziologische) Forschungen zu den Pathologien der neoliberalen Subjektivität zeigen, dass dieser Punkt für viele Menschen zum jetzigen Zeitpunkt durchaus bereits erreicht sein könnte.<sup>46</sup>

Auch im Anschluss an den oben eingeführten Habitus-Begriff kann gefragt werden: In welchen Situationen kann der Habitus nicht mehr gelebt werden, wann können Anforderungen und Wünsche nicht erfüllt werden? Das ist möglicherweise in Krisenzeiten der Fall, aber unter Umständen auch als Ergebnis vieler kleiner und alltäglicher Sorgen, neuer Erfahrungen oder als Moment des nicht mehr so leben Wollens – das sich mitunter in kleinen Veränderungen des Alltags der Individuen manifestiert, oft temporär bleiben, aber sich durchaus verstetigen und gesellschaftliche Wirkungen haben kann.<sup>47</sup> Über Bourdieu hinausgedacht, kann das Unbehagen am Habitus auch zur Politisierung der bestehenden Verhältnisse und zur praktischen Suche nach Alternativen führen.

Doch selbst dann gibt es keinen Automatismus zwischen zunehmenden Ungleichheitserfahrungen und einem reflexiven Gesellschaftsbewusstsein, das sich in emanzipatorische Praxen übersetzt. Viele, vor allem rechte Formen der Politisierung sind denkbar. Zudem – das zeigt die politische Entwicklung seit 2008 – lassen sich krisenhafte Situationen gerade durch eine staatliche Stützung der imperialen Lebensweise konstituierenden Praxen stabilisieren, etwa indem versucht wird, die Produktion und den Absatz von Autos durch »Abwrackprämien« anzukurbeln oder agrarindustriell hergestellte Lebensmittel auf dem Weg von Freihandelsabkommen zu verbilligen.

Allerdings öffnen Ungleichheitserfahrungen einen Raum für gesellschaftliche und politische Auseinandersetzungen um Alternativen, der in dieser Form nicht existiert, solange die Versprechen der imperialen Lebensweise für viele Menschen Realität werden oder zumindest erreichbar erscheinen, solange also die vorherrschenden Orientierungen intakt sind und als normal gelten. In dieser Situa-

tion liegt die zentrale Herausforderung für emanzipatorische Kräfte darin – wir kommen im letzten Kapitel darauf zurück –, die Vorstellungen oder Restbestände einer »moralischen Ökonomie«<sup>48</sup> zu identifizieren und aus ihnen attraktive Leitbilder eines ebenso guten wie ökologisch und sozial gerechten Lebens zu formen.

#### Hierarchisierung

Es wurde bereits an mehreren Stellen angedeutet: Auch wenn wir von der imperialen Lebensweise im Singular sprechen, reproduziert sich diese entlang vielfältiger gesellschaftlicher Spaltungslinien – zwischen Ländern und Regionen, Stadt und Land, Klassen, Geschlechtern, *race* sowie zwischen Gesellschaft und Natur. Sie impliziert vielfältige Macht- und Herrschaftsverhältnisse, insofern das bessere Leben, das sie bestimmten Menschen an spezifischen Orten ermöglicht, die Untergrabung der Lebensbedingungen anderer Menschen an anderen Orten voraussetzt.

Das äußert sich beispielsweise im Geltungs- bzw. Statuskonsum, über den sich die Reichen ihrer gesellschaftlichen Stellung verschern und Angehörige der oberen Mittelklasse ihre sozialen Aufstiegsambitionen unterstreichen. Beim Luxuskonsum überwiegt der symbolische Wert der Ware ihren Gebrauchswert: Eine Rolex für 20.000 Euro zeigt die Zeit nicht besser an als eine Armbanduhr, die für weniger als ein Hundertstel dieser Summe zu haben ist. Unaufdringlich in der passenden Umgebung zur Schau getragen, kann sie ihrem Besitzer aber durchaus zu einem Prestigeerwerb verhelfen.<sup>49</sup> Neben der Distinktion über Statuskonsum gibt es eine weitere Form der Hierarchisierung, auf die Fred Hirsch hingewiesen hat:<sup>50</sup> Die Wohlhabenden unterscheiden sich auch über jene Güter, die nicht – wie etwa Markenprodukte – verallgemeinerbar, sondern knapp sind und die in dem Maße an Wert verlieren, wie sie auch von anderen konsumiert werden. Diese »positionellen« Güter sind etwa Kunstgegenstände, Antiquitäten oder Grundstücke in teuren Lagen.

Ein anderes Beispiel: Bei der Verursachung des Klimawandels bestehen erhebliche geschlechtsspezifische Unterschiede, etwa im Hinblick auf Mobilitätspraxen und die Höhe des Fleischkonsums.<sup>51</sup>

Ferner ist die Verantwortung für die ökologische Krise – trotz der gesellschaftlichen Verallgemeinerung fossilistischer Konsumnormen im Fordismus – je nach Klassenzugehörigkeit unterschiedlich. Wie das Wuppertal Institut – allerdings unter Vermeidung des Klassenbegriffs<sup>52</sup> – feststellt, »weisen ausgerechnet die Lebensstilgemeinschaften, auch soziale Milieus genannt, mit der besten Bildung und Einkommenslage und dem höchsten Umweltbewusstsein gleichzeitig den höchsten Ressourcenverbrauch auf. [...] Die umweltschonende Wirkung ihrer an vielen Stellen durchaus umweltbewussten Entscheidungen wird praktisch aufgehoben, weil sie sich aufgrund ihrer materiellen Lage mehr Produkte und Dienstleistungen leisten können als Menschen in niedrigeren sozialen Milieus. [...] Menschen mit weniger Ausbildung und Geld handeln zwar häufig nicht bewusst umweltorientiert, jedoch faktisch umweltfreundlich – meist deshalb, weil sie über ein zu geringes Einkommen verfügen, um sich einen ressourcenintensiven Lebensstil leisten zu können.«<sup>53</sup>

Der Begriff der imperialen Lebensweise soll nicht die Tatsache übergehen, dass starke kapitalistische Akteure mit ihrer strukturellen Macht über die Reproduktion der Arbeitskraft und mit ihren immer subtileren Marketing-Maschinerien Menschen zu bestimmten Lebensweisen drängen.<sup>54</sup> Er besagt nicht, dass alle Menschen gleich leben, sondern dass bestimmte geteilte Vorstellungen von »gutem Leben« und gesellschaftlicher Entwicklung vorherrschen. Die gesellschaftlich-hierarchisierenden Anteile der Lebensweise stehen in permanenter Spannung zu den hegemonial-integrierenden Aspekten: Die imperiale Lebensweise basiert auf sozialer Ungleichheit und reproduziert diese. Gleichzeitig ermöglicht sie es, soziale Ungleichheit zu bearbeiten. Sie stabilisiert sozial ungleiche Gesellschaften insofern und so lange, als der Reichtum der oberen Klassen den Subalternen als ein zumindest in Ansätzen einlösbares Glücksversprechen erscheint.

#### *Externalisierung*

Im Abschnitt »Inwertsetzung, Akkumulation und Reproduktion« wurde bereits angedeutet, dass kapitalistische Warenproduktion, Konkurrenz, Tauschwertorientierung, Kommodifizierung der Ar-

beitskraft und Mehrwertaneignung nicht denkbar sind ohne ein *Außen*, von dem sie in sozialer, ökonomischer und ökologischer Hinsicht profitieren. Die Reproduktion der Arbeitskraft wird in den ökonomisch stärkeren Ländern durch den »vorteilhaften« Zugriff auf Arbeitskraft, Ressourcen und Senken andernorts tendenziell einfacher. Das äußert sich zuvorderst in preislich günstigen Waren wie Lebensmitteln oder langlebigen Konsumgütern, die – oder deren Vorprodukte – in anderen Ländern unter ökologisch und sozial zerstörerischen Bedingungen hergestellt werden. Auch wenn die Löhne nicht so stark steigen oder gar fallen, kann sich der »Warenkorb« vergrößern.<sup>55</sup> Marx hat dies als die Steigerung des »relativen Mehrwerts« bezeichnet: Durch die Verbilligung der Waren, die für die Reproduktion der Arbeitskraft nötig sind, sinkt der Wert Letzterer und steigt die Mehrwert- bzw. Profitrate.<sup>56</sup> Unter Bedingungen des kapitalistischen Weltmarkts und stark institutionalisierter industrieller Beziehungen in den Zentren basiert dies ganz wesentlich darauf, dass Vorprodukte im Produktionsprozess zum Einsatz kommen, die an anderen Orten hergestellt wurden. Stephan Lessenich spricht von einer »Externalisierungsgesellschaft«, in der es zu permanenten Auslagerungen negativer Effekte kommt. »Wir externalisieren, weil wir es können: weil gesellschaftliche Strukturen uns dazu in die Lage versetzen, weil soziale Mechanismen es uns erlauben, weil die allgemeine Praxis um uns herum uns darin bestätigt. In gewisser Weise externalisieren wir aber auch, weil wir *nicht anders können*: weil gesellschaftliche Strukturen uns dazu nötigen, weil soziale Mechanismen uns dazu treiben, weil die verallgemeinerten Praktiken unserer sozialen Umwelt uns dazu veranlassen.«<sup>57</sup>

Feministische Gesellschafts- und Wirtschaftstheorien haben die Perspektive der Externalisierung erweitert: Nicht nur die marktrmittelte (Über-)Ausbeutung von Mensch und Natur, der häufig eine gewaltsame Inwertsetzung vorausgeht, sind konstitutiv für die kapitalistische Produktion, sondern auch die Aneignung von Sorgearbeit. Externalisierung wird hier in einem umfassenden Sinn als ein »Prinzip« verstanden,<sup>58</sup> das entscheidend zum Funktionalisieren der kapitalistischen Wirtschaft beiträgt. Die kapitalistische Externalisierungsstruk-

tur im Sinne einer »Entwertung des Abgespaltenen (unbezahlte sozial weibliche Arbeit und Leistungen der ökologischen Natur) ist Grundlage für seine kostenlose bzw. kostengünstige Aneignung. Eine Globalisierung des Kapitalismus führt daher auch zu einer Globalisierung dieses Prinzips. Sie drückt sich in neuen, aktuellen Aneignungsprozessen aus, die mit neuen Grenzbeziehungen verbunden sind.«<sup>59</sup>

Neben den konkreten Produktionsprozessen zeigt sich die Bedeutung eines Außen an der Verbindung zwischen Erwerbsarbeit und Reproduktion, konkret an den dichter werdenden »Sorgeketten«. Christa Wichterich schlägt in diesem Zusammenhang den Begriff des »transnationalen Sorgeextraktivismus« vor, der aufzeigt, dass und wie »die globalen Mittelschichten ihre eigene Reproduktion durch Aneignung von Sorgkapazitäten aus anderen, ärmeren Regionen sichern, diese enteignen und damit die eigene Reproduktionskrise in sie verschieben«.<sup>60</sup> Gleichzeitig bleiben trotz Migration und der transnational organisierten Reproduktionsarbeit die feminisierte und ethnisierete Fürsorgemoral, die entsprechenden Tätigkeiten und deren gesellschaftlich geringe Bewertung erhalten. »Kritische Situationen und Versorgungslücken im globalen Norden werden auf diese Weise überbrückt und in die Herkunftsaushalte und -länder verschoben. Als eine Variante des Vereinbarkeitsproblems muss die Sorgearbeitende aus dem globalen Süden oder Osten dann individuell als Unternehmerin ihrer Selbst die durch den *Care Drain* entstandene Sorgeleiste in ihrer eigenen Familie bewältigen, indem sie die Betreuung ihrer eigenen Kinder und alter Familienmitglieder weiblichen Verwandten, Nachbarinnen oder Migrantinnen aus wiederum ärmeren Regionen oder Ländern überlässt.«<sup>61</sup>

Die imperiale Lebensweise beinhaltet also eine sozioökonomische und ökologische Krisenexternalisierung, die die Arbeits- und Lebensverhältnisse in bestimmten Regionen und für bestimmte (privilegierte) Gruppen relativ lebenswert und attraktiv erhält und zu Lasten anderer Regionen und sozialer Gruppen geht. Gesellschaften mit Dominanz der kapitalistischen Produktionsweise und einer politisch und ökonomisch starken Stellung im Weltsystem ist diese Tendenz der Problem- und Krisenexternalisierung inhärent. Erik Olin

Wright spricht von einem »systematischen Druck auf profitmaximierende Unternehmen, negative Externalitäten zu erzeugen«.<sup>62</sup>

### Zum Gebrauchswert des Begriffs

Wir möchten abschließend in neun Punkten den politischen und wissenschaftlichen Gebrauchswert, den der Begriff der imperialen Lebensweise unseres Erachtens hat, zusammenfassen. *Erstens* verdeutlicht der Begriff den engen Zusammenhang zwischen kapitalistischer Produktionsweise, Alltagspraxen und Subjektivierungsformen – dazu gehören auch Erwerbsarbeit und nichtbezahlte Formen der Arbeit. Strategien der Inwertsetzung und Kapitalverwertung, Strukturen und Prozesse staatlicher Politiken sowie vorherrschende Kräfteverhältnisse artikulieren sich mit Denk- und Handlungsdispositionen, schreiben sich in die Identitäten und Körper der Menschen ein, werden gewollt und begehrt. Auf diese Weise dringen sie in die Kapillaren des Alltags ein.

Mit dem Begriff der imperialen Lebensweise – der ja mittels des Adjektivs »imperial« über eine politisch starke Semantik verfügt – soll *zweitens* nicht mit moralischem Zeigefinger auf Menschen gezeigt werden, die ein Auto haben und fahren, mit großer Selbstverständlichkeit und trotz Alternativen im Kurzstreckenbereich das Flugzeug nutzen oder industriell produziertes Fleisch essen. Das gilt es zu kritisieren und zu verändern – und zwar sowohl durch individuellen Verhalten, durch Auflagen oder gar Verbote als auch über die gesellschaftliche Ermöglichung von Alternativen. Aber das ist nicht die Absicht des Begriffs, den wir analytisch und politisch verwenden. Insofern liegt der zentrale Ansatzpunkt von Veränderungen auch nicht darin, »selbst Verantwortung zu übernehmen« und eine persönliche Entscheidung »zwischen moralischem und unmoralischem Verhalten«<sup>63</sup> zu treffen, sondern primär auf die gesellschaftlichen Strukturen und Ungleichheitsmuster zu verweisen, welche die imperiale Lebensweise reproduzieren.

*Drittens* deutet der Begriff der imperialen Lebensweise auf eine wichtige Ursache dafür hin, dass ressourcen- und emissionsintensive

Strukturen + Individ.

strukturelle Ziele

Popool. N-S

Praxen trotz eines weiterverbreiteten ökologischen Krisenbewusstseins eine hohe Dauerhaftigkeit aufweisen. Der Begriff verweist darauf, dass sich die gesellschaftliche Reproduktion vor allem in den kapitalistischen Zentren über den Zugriff auf Arbeitskraft und Natur an demorts vollzieht, was gerade auch in der Krise der neoliberalen Globalisierung stabilisierend wirkt. Zudem zeigt er an, dass die Verhältnisse an anderen Orten – eben über die Einbindung in den Weltmarkt – mitstrukturiert werden.

Viertens zeigt der Begriff, warum insbesondere die seit den 1990er Jahren etablierten Formen globaler Umweltpolitik derart ineffektiv sind. Wir erleben eine veritable Krise des Krisenmanagements, weil die imperiale Lebensweise als ein Kernelement der Krise in den Politiken überhaupt keine Rolle spielt – bester Ausdruck davon sind die jährlich stattfindenden Konferenzen der Klimarahmenkonvention. So findet sich etwa im Klimaabkommen von Paris 2015 kein einziger Hinweis auf fossile Energieträger als Hauptverursacher des Klimawandels. Aber auch die vorherrschenden Formen nationaler Umweltpolitik finden in einem Korridor ökologischer Modernisierung statt<sup>64</sup> und kommen an die problematischen Produktions- und Lebensweisen nicht heran. Das Konzept der imperialen Lebensweise bewahrt deshalb vor zu hohen Erwartungen an staatliche und intergouvernementale Politiken im Hinblick auf eine grundlegende Transformations der Naturverhältnisse – ohne sie aus ihrer Verantwortung zu entlassen oder zynisch auf die etablierten Formen von Politik zu blicken. Denn es sind die herrschaftlichen gesellschaftlichen (Kräfte-)Verhältnisse und dominanten Orientierungen, die den Naturverhältnissen zugrunde liegen und von staatlichen Politiken allein nicht überwunden werden können. Das zeigt sich auch bei den sogenannten progressiven Regierungen in Lateinamerika, die bisher kaum Alternativen zum weltmarktorientierten Neosextraktivismus, also zur unbedingten Förderung von Rohstoffen und zum Anbau landwirtschaftlicher Produkte und ihrem Verkauf auf dem Weltmarkt, entwickelt haben. Sie wollen, als Ergebnis sozialer Kämpfe um bessere Verteilung, mehr vom Weltmarkt kuchen abhaben, stellen aber den Kuchen selbst sowie die Bedingungen seiner Herstellung nicht infrage.

Das

Fünftens erklärt der Begriff, warum trotz vielfacher Bekenntnisse zu Nachhaltigkeit und effektiven Umgangsformen mit der ökologischen Krise aktuell eher neoinperiale Ressourcenpolitiken, neue Formen des Extraktivismus und Politiken der Problemexternalisierung dominieren. Eine weitere kapitalistische Inwertsetzung der Natur soll die Krise bearbeiten und gleichzeitig die Ökonomie dynamisieren. Die herrschenden Kräfteverhältnisse, Institutionen und Interessenstrukturen, aber eben auch die hegemoniale Lebensweise befördern das. Daraus folgt, dass wir mit dem Konzept der imperialen Lebensweise keinesfalls den Imperialismus-Begriff aufweichen wollen. Vielmehr beanspruchen wir, die hegemoniale Verankerung imperialistischer Politik in den Alltagspraxen und -wahrnehmungen vor allem der Mittel- und Oberklassen in den Gesellschaften des globalen Nordens zu verdeutlichen. Es geht uns um eine hegemonietheoretische Fundierung und damit Erklärung der Persistenz imperialistischer Politik – und das insbesondere in einer Zeit, in der die sozial-ökologischen Widersprüche der imperialen Lebensweise zunehmend manifest werden.

Sechstens relativiert das Konzept der imperialen Lebensweise die hohen Erwartungen an gute Argumente, rationale öffentliche Diskurse oder aufgeklärte Eigeninteressen »der Menschheit« oder gar der herrschenden Kräfte. Denn diese fallen oft durch das Wahrnehmungsraster tief verankelter Orientierungen und Praxen oder werden von diesen selektiv integriert, mit dem Ergebnis einer Festigung statt Infragestellung bestimmter Konsum- und Produktionsnormen gerade durch ihre partielle Modernisierung. Ähnliches gilt für viele (vermeintlich) alternative Ansätze, in denen die tiefe Verankerung der imperialen Lebensweise zumindest stark unterbelichtet bleibt, wie etwa die Strategie einer *Green Economy* (siehe Kapitel 7).

Siebte: Der Begriff beinhaltet immer ein Moment der Kämpfe und der Veränderung. Wir haben im zweiten Kapitel argumentiert, dass das Wesen kapitalistischer Gesellschaften gerade darin besteht, sich permanent zu transformieren. Die Frage ist, in welche Richtung(en) und unter Dominanz welcher Logiken, Interessenkonstellationen und Kräfteverhältnisse dies geschieht. Die imperiale Le-

Transform. Vereinbarung. Rational. (i) Schicht - Imp - Ressourcen

bensweise wird teilweise durchaus »grüner« im Sinne von ökologischer Nachhaltigkeit. Sie wird aber auch »brauner« im Sinne einer vermehrten Nutzung fossiler Energieträger und anderer nicht erneuerbarer Rohstoffe. Die imperiale Lebensweise muss sich also permanent revolutionieren bzw. muss von vielen Akteuren mit ihren je spezifischen Interessen revolutioniert werden, um sich in ihren Grundzügen zu erhalten. Das bedeutet auch, dass um die konkrete Ausgestaltung der Lebensweise gekämpft wird. Negativ betroffene Akteure wie ArbeiterInnen in Ländern des globalen Südens oder die dortigen Regierungen können soziale und Umweltstandards anheben und damit die Art und Weise der Externalisierung beeinflussen.

*Achtens* wirft das Konzept der imperialen Lebensweise Licht auf die Voraussetzungen, Ansatzpunkte und Formen einer emanzipatorischen Politisierung der ökologischen Krise. Zunächst erscheint es uns wichtig, sich dem weitverbreiteten ökologischen Katastrophismus zu widersetzen, der selbst ein Instrument der Verstetigung/jener Verhältnisse ist, die für die imaginierte Katastrophe ursächlich sind. Das bedeutet nicht, die Augen vor den wohlbegründeten Szenarien etwa des *Intergovernmental Panel on Climate Change* (IPCC) zu verschließen. Aber selbst wenn die Zeit drängt, nicht zuletzt wegen des möglichen Erreichens klimatischer Umschlagpunkte (wie des Auftaus von Permafrostböden, durch das gewaltige Mengen des aggressiven Treibhausgases Methan freigesetzt würden), gilt es, am komplizierten und widersprüchlichen Projekt der Emanzipation festzuhalten und sich autoritären und technokratischen Formen der Krisenbearbeitung zu widersetzen, die die Probleme eher verschärfen.

Damit bildet der Begriff *neuintens*, einen Ausgangspunkt für mögliche emanzipatorische Projekte und den Horizont einer sozial-ökologischen Transformation. Alternativen bedürfen der Kritik an herrschenden Zuständen und falschen Alternativen, gegenhegemonialer Strategien und Formen einer attraktiven, für Menschen leb-  
baren, aber eben sozial und ökologisch nicht zerstörerischen Lebensweise. Das beinhaltet Konflikte mit und Zurückdrängung von starken Akteuren, aber eben auch von aktuellen imperialen Praxen in der Lebensweise. Darum wird es in Kapitel 8 gehen.

## Kapitel 4 Die historische Entstehung der imperialen Lebensweise

### Kapitel 4

*In dieser unserer Welt, einer Welt mächtiger Metropolen und unterjochten Hinterlandes, gibt es keinen Reichtum, der nicht zumindest verächtlich wäre.*

Eduardo Galeano<sup>1</sup>

Eine umfassende Geschichte der imperialen Lebensweise wäre ein eigenes Forschungsprojekt. Es müsste auf umfangreiche historische Quellen und historiografische Arbeiten zurückgreifen und sie im Lichte des Begriffs reinterpretieren. Dabei müssten sowohl strukturelle Entwicklungen wie die vielfältigen empirisch beobachtbaren Lebenspraxen, Kämpfe und Forderungen nachgezeichnet werden, die sich zeitweise strukturell verfestigten, als auch jene, die sich historisch nicht durchsetzten oder nur in Nischen gelebt wurden. Es ginge zudem um eine vielschichtige Mikrogeschichte des Alltags unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen in spezifischen Regionen und zu verschiedenen Zeiten. Insbesondere Letzteres können wir in diesem kleinen Band nicht leisten.

Wir wollen an dieser Stelle aber *exemplarisch* aufzeigen, wie sich die imperiale Lebensweise in unterschiedlichen historischen Phasen entwickelte – und welche Kontinuitäten und Wirkungen sie bis heute hat. Dabei interessiert uns *erstens*, wie die Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise sich systematisch ausweitete und die gesellschaftlichen Verhältnisse und Naturverhältnisse über Prozesse der Landnahme zunehmend der Warenförmigkeit unterwarf. Diese Dynamik erzeugte immer wieder systemische Widersprüche und Krisen.